



Beilage zum General-Anzeiger für die gesamte Neumark.

# Brandenburgisch-preußische Getreidehandelspolitik im 18. Jahrhundert

Zusammenfassung in einer Hand — Militärmagazin

Die Kontrolle der Eise-, Durch- und Ausfuhr des Getreides war eine wesentliche Aufgabe der Regierung in Brandenburg-Preußen schon zur Zeit des Großen Kurfürsten gewesen, aber König Friedrich Wilhelm I. war zu der Erkenntnis gekommen, daß dabei das absolutistische Staatswesen, wie er und später Friedrich II. Gr. es verfolgten, doch nicht gänzlich auf seine Neigungen kam. Die Bevölkerung und Transporte seien durch einheimische Hintermänner, nur einen einzelnen Stand bedienten, der eigene Arbeit des Anlandes über in vielen Fällen empfindlichen Wettbewerb schützen. Vor Friedrich Wilhelm I. lagen fünf B. Kuratlanten ein wissenschaftliches einträchtiges System von Durchgangszöllen. Nichts lag näher, als mit einer Nachahmung desselben Bergeltung zu üben. Durch Friedrich II. Gr. kam auch in die Politik der Durchgangszölle ein umstreufter Geist. Wie die Wiederherstellung des Magdeburger Staatspols im Jahre 1847 die fälschliche Gültigkeit bei diesem Hohen aufzuhalten sollte, so kam beim märkischen Transitzoll von 1768 die Meinung, die schwierigen Transporte eines heraustragenden Teils des fälschlichen Transits, von der Leipzig-Großenhainer auf die Berliner-Krossener Straße abzulehnen.

Denthovdiger als alle diese handelspolitisches Maßnahmen war Friedrich d. G. Getreidepolitik. Die Bergaltung berücksichtigung mit dem wichtigsten Handelsmittel hatte in der Zeit des reis. Häftschen Handels auch von den südlichen Märkten in einer Linie abgehängt. Wiederum sind hier die handelspolitischen Methoden von Friedrich Wilhelm I. mehr einzeln ausgebildet, von Friedrich d. G. mit äußerster Logik funktionsfähig zusammengefaßt worden. Der Erste ging in seiner Getreidepolitik von rein hauswirtschaftlichen Begriffen aus; er erreichte aus dem Kornmarkt seines Landes zubilligte, die jährliche Nachfrage, die von der Körnerproduktion zu bedenken war. Die Getreidepreise ließ er abschätzen, bei denen die Domänenpächter und die anderen Landwirte bestehen könnten. Für die Kurmark wurden 12, für die Neumark 13½ Groschen der Scheffel Morgen als „Kammertage“ angegeben.

Bei darauf erfolgte einer Verordnung, bestzufolge, um der fremden Konkurrenz zu begegnen, ausländische Getreide nur mehr zur Durchfuhr bereingelassen wurde, außerdem unterlag es hohem Durchfuhrzoll.

Mit der Errichtung eines siegenden Systems nach einem neuen in ganz Preußen durchgeföhrt System hatte König Friedrich Wil-

helm I. die Getreidehandelsfrage durch Hinzufügung eines neuen starken Verbauchs verfügt, für den ihm selbst als Kriegsherrn die Sorge oblag. „Er braucht“, so sagt W. Naude sehr richtig in „Die Getreidehandelspolitik Brandenburg-Preußens bis 1740, acta borussia II“, „nur den Gedanken eines unmittelbaren Getreideanfalls für sein Heer zu föhlen, um sofort als der bedeutendste Großhändler seines Staates aufzutreten.“ Seine fünf märkischen Militärmagazine zu Berlin, Spandau, Küstrin, Frankfurt und Potsdam haben sofort auch in die Konjunktur des Getreidemarktes eingegriffen. Sie bewahrten durch ihre große Nachfrage im Jahre 1725 in der Kurmark die Domänenpächter vor schweren Verlusten. Aus heiltem: der Einfuhrbeschränkung und der Magazinierung entstand Friedrich d. G. ein eindrucksvoller kommerzieller Gedanke, nämlich preisbildende Faktoren in den Händen der Staatsregierung zu vereinigen. Zunächst bemächtigte er sich der gesamten Einfuhr. Ende der 40er Jahre erließ er seine allgemeine Einfuhrverlauscht nicht, sondern nur noch die Einfuhr in einzelne Kreise, Städte und Regimenter. Nach dem Siebenjährigen Krieg war er sogar die Einfuhr von den mittleren Sachsenprovinzen: Magdeburg, die Altmark und Pommern von Fall zu Fall an bestimmte Päpe. Untererseits schloß er nun auch die Ausfuhr, die Grenzen vollständig. Er wollte nicht nur der größte, sondern auch der einzige Exporteur und Importeur in seinem Lande sein. Erst nach 1770 veranlaßte er selbst die Gründung von Getreidekompanien auf der Elbe und auf der Oder, die er

ebenso wie die Holzhandelsgesellschaften in gänzlicher Abhängigkeit von sich hielt. Durch eine Kabinetsorder vom 11. Juni 1740 ließ die Kabinettsordnung d. G. vier neue Magazine in der Mark zu Zehdenick, Havelberg, Frankfurt (Oder) und Tangermünde anlegen. In der anderen Hälfte seiner Regierung richten er noch zwei weitere ein: das sogenannte „Friedens- und Stadtmagazin“ zu Berlin im Jahre 1788 und im Jahre 1777 in Küstrin. Auch die Einfuhr aus dem Meere ist freilich hat er nach diesen Erwerben einer Instruktion an den Minister d. Kult vom Jahre 1772 befaßt. Erst jetzt, die Magazine jedesmal zu öffnen. Wenn der Getreidepreis über einem Tafel liegt und es soll dann nicht teurer als zwanzig Groschen verkaufen werden. Doch hat im Juli des genannten Jahres der König selber festliches und überpräzisées Getreide zu 22 Groschen in Berlin und in der Neumark abgegeben.

Die Nachfolger des großen Königs haben nirgends mit seinen Überlebensresten so gründlich gebrochen, als in der Getreidehandelspolitik. Sie wurde geradezu umgedreht man öffnete die politische Grenze fallvoll und löste die Magazine langsam auf. Die Folge war eine übermäßige Steigerung der Ausfuhr, der man durch Zölle und Verbote jetzt vergeblich zu steuern sucht. Diese Steigerung verursachte umfangreiche Hungersnöte, aber derzeitig auf Landwirtschaft aus um so größerer Bilanz zu um so größerer Bildung zu bringen sich nunmehr zahl machen.

## Die Gründung Stern'

Durch die Rückkehr der Ostmark und des Sudetenlandes ist die Zahl der Städte, Märkte, Höfe, Schlösser, Kolonien, Abgebauten, Bäder und Burggründen, die den gemeinsamen Namen Sternberg führen, in Großherzogtum auf 19 gestiegen.

Bei keinem dieser Sternbergs liegt die Gründungsgeschichte so weit zurück, wie bei Heit und Wermuth verfestigt, wie bei wahrscheinlich ältesten Orte mit dem Namen des Erzbischofs von Magdeburg von Sternberg, dem Sternberg.

Von ihm gibt es keine

urkundliche Garantie

A. Kraft geschafft hatte, waren die  
gen Herren mit den Kettenpanzern und  
wollenden, bunten, welsfältigen Ge-  
ändern über die Dörfer Leisnove und Stor-  
we die alte Straße nach Polen gegangen.  
Zwei wunderbare Banner wehten ihnen  
voraus. Auf dem einen, welches aus schim-  
mender, weißer Seide bestand, sah man die  
Mutter Gottes mit dem Jesusstab in einer  
flammenden Muttere liegen; das war das  
Banner der St. Mariä, der Gnadenreichen,  
unter deren Schutz diese Arbeit, dieser Kampf  
der Deutschen an Ober- und Weichsel gestellt  
worden war. Die zweite Fahne bestand aus  
gelber Seide und zeigte einen gekrönten  
Herrn mit Schwert, Schild und Kreuz-  
banner. Das war die Standarte des heiligen  
Ritters Mauritius, des Anführers der  
hebdomischen Legion, welche einst bei den  
grimmigen Heiden in dem Wallfahrtskirche  
Christi neidergemeldet worden war, auf sie  
in Treue gegen den hohen Himmelsherrn  
Christus den heidnischen Göttern zu opfern  
lich geweiht hatte.

In der Spalte dieses Auges ritt ein schon  
ältester, geistlicher Herr einher. Allein nur  
der Bischof von Pürtburg bezeichnete ihn als  
einen Kleriker; sonst trug er wie die Andern  
aus Eisenmaßen zusammengeflochtenen  
Panzer, die hohen, mit Stahlspangen be-  
legten Lederschlämpe und den breiten Ritter-  
gürtel, in welchem das Schwert hing. Bei-  
wie er bei jedem Schritte des Rosses klirrte,  
dieser schimmernde, kostbare „Düsting!“ Die-  
ser kriegerisch gefleidete und doch so mild  
hobesitzvoll von seinem milchigen Rosse  
herabblühende Geistliche war Herr Konrad,  
Erzbischof zu Magdeburg, ein geborener Graf  
von Sternberg aus Weißfalen.

Dieser würdige, fromme und thätige  
Sohn der rothen Erde hatte es sich zu  
seinem Reife gemacht, auch im fernen, slavis-  
chen Osten — auch in dem ölmärkten von  
der Ober belagerten Theile des Sandes Re-  
bus wiederzuseznen, was laut der Schrift  
des Papstes Clemens des Heiligen der  
Ritter St. Moritz hier gesagt: „Woher rührte  
er, daß er bei diesem Welttheile manna-  
förmig Widerstände seitens der durchzügli-  
chen Markgrafen begegneten würde.“ Dahls  
hatte er's für das befehl gehalten, das Sä-  
ge des heiligen Mauritius einmal selber zu  
durchziehen und auf solchem Säge all die  
Vorbereitungen zu treffen, die sein Plan  
erforderte. Wie ihm aber waren all seine  
hohen Hoffnungen gekommen, sein Mar-  
schall und sein Rämmerer, sein Truchsess  
und sein Schäffl. Sie ritten unmittelbar  
hinter dem hohen Fürsten, dem Metropoliten  
des deutschen Orients. Dann folgten etliche  
magdeburgische Ritter, unter ihnen der Bis-  
chofs Hauptmann mit etwa 12 Knechten.  
Den Zug begleiteten einige bewaffnete Rei-  
ter, welche zwei Wagen geleiteten. Auf dem  
einen derselben befand sich des Erzbischofs  
auf dem zweiten mehrere Geist-  
e, welche des Reitens nicht  
nd — ein paar Jäcklein

Erne ragte es auf wie ein von Bäumen um-  
schlossenes Dorf. „Wie heißt die Siedlung  
dort?“ fragte der Erzbischof einen Mann in  
bürgerlicher Tracht, welcher als Führer des  
Auges neben seinem Rosse eingeschritten.  
„Hochnäsiger Herr und Vater!“ erwiderte  
der Landmann. „Es ist kein Wohnsitz der  
Menschen mehr — nur ein zerstörtes Dorf.  
Ob, sie sahen friedlich um den schönen See  
dort im Tale herum, den wir fogleich ex-  
plorieren werden; der Flößfang nähte sie zur  
Gentigkeit! Da, in einer finstern, stürmischem  
Herbstnacht, erschienen die polnischen Räuber;  
der rote Kahn krachte, und am nächsten Morgen  
gab es ein freies Dorf Jesper mehr. Aus  
reiner Lust haben es die Unmenigen ange-  
zündet; — Beute war ja nicht zu holen.“  
„Herr Vogt!“ wandte sich jetzt der Erzbischof  
an einem der ritterlichen Herren hinter sich,  
„das Dorf muß wieder aufgebaut werden; —  
Du sorgst mir dafür!“ Am einen schönen See  
es lagte der Mann. „Wolken, fortan soll  
es Bischofsee heißen!“ — „Hochnäsiger  
Herr, Den Besitz gehabt!“ antwortete der  
bischofsländige Vogt des Landes Lebus, welcher  
den Tempeln auf der Lieben wohnte,  
weil auf dem Lebuser Schloß bereits ein  
markgräfler Vogt gebot.

In dem zerstörten Dorfe vorüber zogen  
je weiter über Lubithow und Polenica bis  
sie zu einem niedlichen Ort kamen. Zwischen  
hohen, grünen Ufern bog ein flares Bachlein  
dahin, mächtige Bäume umstanden eine prächtige  
Weile, auf welcher ein den hofbaugen-  
machenden Graf der Tau gleich Millionen  
von Diamanten ergänzten. „Sie ist groß  
sein!“ sprach er. „Sie ist die Rose unseres, uns  
und rüstet das Maß!“ Die Diener brachten  
einen Teppich; darauf stellte der Bischofs  
Sessel. Er legte Witze und Mantel ab und  
stand nun da, ein heiliger, edler Schatzan wie  
die anderen. Sein Ministerial, der Schen  
von Reinborn, brachte ihm den silberblütigen  
Weber mit rotem Wein und trank ihm  
vor. Graf Konrad aber warnte, daß seine  
Fütert gleichfalls vom Scheiter verbrannt  
waren. Dann sprach er zu ihnen: „Es ist kein  
schweres Land hier, wo keine Wände, und  
nicht werden die goldenen Gaben hier einst  
wohn, wie in meinem Vaterlande, dem teuren  
Land der Weißen. Der Gottessprung und  
Mannestreu, auch mit Ordnung und  
Ordnung sind hier er-  
öffnet. Und auf diesem Berle solltet ihr  
selben, ihr wundrengreicher Dienstler Ein  
Gott wohlbefinden. Wer des Friedens solltet  
ir treiben!“

St. Maria und St. Moritz werden  
den Südtiroler über bitten, daß er diesen  
Teil des Sandes Lebus segne, welschem ich  
meinen Namen geben will: das Land  
Sternberg!“

Sie lagerten sich; — über dem Han-  
des Bischofs wehten leise die beiden Banner,  
welch die Ritter mit den Schäften in die  
Erde gestoßen hatten. Der Drost brachte  
Speise, kaltes Bildlein, Brot und gewürzte  
Kuchen. Dass waren sie gar froh auf der  
grünen Waldwiese im Sternberger Lande.  
Allein der heitere Strahl der Sonne mahnte  
zum Aufbrüche. An dem Bachlein entlang,  
welches den Namen „Lang“ führte, kamen  
sie endlich zu drei waldbestandenen Bergen.  
Auf dem mittleren derselben erhob sich eine  
wendische Burg, aus Holzhämmern roh erbau.  
Aber auch sie war zerstört und von Rauch ge-  
schwärzt.

„Drei Berge, wie ich euch sagte, hochnäsiger  
Herr und Vater!“ sprach der bürgerliche  
Führer des Auges. „Und dort der See  
Lang, aus welchem das beste Bachlein sich  
entwickelt!“ „Ja,“ antwortete der Erzbischof.  
„Du hast Recht, mein Sohn; die Släute ist  
fürstig und geeignet, ein Burg zu erbauen.  
Wie das Land gegen die Polen schützen! Drei  
wie in dem Wappenschild meiner  
Ja, hier soll das Schloß Sternberg  
sein. Doch sage, — sind Dörfer in

ten!“ — „Es genügt!“ antwortete der Bischof.  
„Die Burgmannen zum Sternberg können  
in ihnen wohnen, bis die Beste vollendet ist.  
Doch nun hinauf!“ Und er sprang das Ross  
so daß es die Lähne hinausflug.

Sie fanden oben eine gar bequeme Stätte  
zum Burgbau; die Slaven hatten wader  
vorgearbeitet. Die Knechte räumten den  
Brandholz hinweg und brachten die noch  
stehenden Trümmer ab. Bald war der  
Gipfel der Höhe klar gemacht. War's eben  
noch nur ein Hügel; es war doch schön und  
feierlich hier oben. Von dem Grunde da-  
unter rückten die Führer und weicht den Ort  
des Langsees hinaufwärts wie flüssiges  
ges. Silber. Bischof Konrad ließ sich  
gelegnetes Wasser reichen und weicht den Ort  
an einer deutlichen Burghügel. Die Dä-  
monen des Heidentums zu vertreiben, hatte  
er nicht mehr nötig; denn auch die Slaven,  
welche hier eine gewohnt waren, waren be-  
reits Christen geworden. Dann wendete er  
sich zu seinen Edlen: „Und wer will mein  
Burgmann zu mir an Sternberg?“ so fragte  
er. Da traten sie vor, die Glüser, Sod  
und Bug, sowie die von Amtis und  
Degen. „Herr, wie geloben dir Treue!“ so  
riefen sie. „Gieb Du uns Land und Leben!“

„So nehme sich denn ein jeder Mann  
auf ritterliche Hufen magdeburgisches  
Land beim Sternberg. — Bonne und  
Weid, sobald er haben mag. Auch feiert ich  
euch das Bild, das in den Waldern läuft,  
und die Kirche, die da „liebt“ in dem Bach  
und See! Aber seid wachsam! Denn das  
deutsche Wesen hat keinen schlüssigern Feind  
als dort die Polen im Osten und die hinter  
ihnen hausen, die Reuen und Mostwölter.  
Und dann lasst uns nach dem Dorfe dort  
hinunter — wie kommtst du es doch? — Nach  
Koritzen also, und zu fröhlichem Mahle!  
Weißt du, daß der Sternberg ist ein deutsches Land geworden  
und geblossen. Freilich kein magdeburgisches  
Land; das Erzbistum vermodete diese so weit  
abliegenden östlichen Besitztümer nicht zu  
haben; durch freidlichen Vertrag gingen dies  
selben später — wie wissen freilich nicht  
männ — in die Hände der ballenstädtischen  
Markgrafen über.“

Die Burg Sternberg selbst, deren Ges-  
chichte wir uns nun zunächst auszuwählen  
haben, blieb noch lange Zeit, wou sie der Erz-  
bischof Konrad eingerichtet hatte, ein Burg-  
mannsplatz mit 6 Ritterställen. Zu ihnen ge-  
hörten ursprünglich 48, später nachdem die  
Kirche und die heilige Stadt Sternberg mit  
Landbesitz besetzt worden waren, nur 32  
Ritterställe. Daß kamen zu Koritzen, wo  
selbst die ersten deutschen Ansiedler Wohnung  
genommen hatten, noch 48 Hufen Burglehne,  
sowie eine Hufe für die Schloßkapelle, eine  
Hufe für deren Priester. Die Geschlechter der  
ersten Burgmannen erloschen freilich bald.  
Aber es traten neue hinzu, und unter ihnen  
nahm das Geschlecht derer von Winnin-  
gen Winnin eine sehr hervorragende  
Stellung ein. Und sie waren aus weiter  
Ferne, aus dem Dorfe Winnin aus dem  
Halberstädterland, mit den Magdeburger Mi-  
nisterialen hierhergekommen, und — es muß  
ihnen wohlgefallen haben auf dem „Stern-  
berge“, denn sie blieben über ein halbes Jahr  
auf dem ihnen zuteil gewordenen  
Erdhause.

Diese adeligen Burgmannen zum Stern-  
berge waren es auch, welche Kaiser Ludwig  
der Bayer im Jahre 1324 mitflammenden  
Worten zum Rammne gegen den Papst und  
seine heidnischen Helfer, die Litauer, aufrief.

Wohl verdiensten es die Worte seines vielleicht von dem großen Schriftsteller Wilhelm Occam verfassten Schreibens der Vergesellschaften entziffern zu werden. „Zur Verteidigung der Ehre und des Vaterlandes Gut und Blut zu opfern“, so helst es in diesem Aufrufe, „ist die Pflicht jedes getreuen Untertanen. Dabei ermahnen, ermuntern und bitten wir euch aufs Dringendste, daß ihr im Widerstande gegen die Feinde nicht ermäßigt, sondern auch manhaft zum Kampfe bereit haltest und der Furcht nicht Raum gebe.“ Dagegen versprechen wir euch durch diesen Brief, alle Schäden und Kosten an vergütet und zu erlösen, eure Rechte und Freiheiten aufrecht zu erhalten und unser Gut und Blut daran zu sehen, eure Ehre und euren Wohlstand zu fördern und zu mehren.“

Die guten Worte fanden auch in der Tat eine gute Stadt. Wir wissen es bereits, daß das ganze Volk der Oberlande sich erhob wie ein Mann und daß in kurzer Zeit die slawischen,lettischen und sarmatischen Dränger aus der Mart herausgeschlagen waren. Dabei haben weder auch geholfen die Burgmänner von Sternberg, vor allem die Winninge.

Dies lebendigste Adelsgeschlecht gelangte schließlich in den allerletzten Besitz der Burg und ihrer Liegenschaften; die anderen Familien haben ab lange Jahrhunderte haben, wie bereits erwähnt, die Winninge auf dem Bergschloß unmittelbar der Weißen und Grünen des Flusses Elang gesehen. Burg Sternberg war von doppelten Mauern und Wällen umgeben. Die Angaben der waren mit starkem Eisen überall beschlagen und auf diese Weise gegen Geschosse wohl vorwahrt. Als gegen das Ende des 14. Jahrhunderts aber der brandenburgische Adel keinen Herrn mehr über sich anerkennen wollte, als die Bande der Ruchi und Ordnung überall sich lockerten, als Ehe und Geduldspiel und fell geworden waren in der Mart, da ward auch die Winningsche Burg Sternberg mit ihren sechs Mitteringen ein verlassenes Nest, ein Raubnest. Die Sage berichtet darüber am Ort und Stelle das Folgende:

„Es hausten einst fünf Bettener von Winnings auf dem Hause Sternberg; sie rauhten weit und breit zusammen, was sie nur irgendwo vermeiden. Gelegentlich machten sie sich auch wohl kein Gewissen daraus, einem Feindenden bei seine Habe vertheidigen wollte. Besonders schlimm halten es in der Nähe der Burg Sternberg die friedlichen Konstante von Frankfurt, Guben, Crotzen, Mecritz, Posen und Breslau; der Weg zu den Märkten und reichen Dörfern führt nur allgemein an dieser Seite Sternberg vorbei. Das die festen Gefallen auch an den habsüdlichen Weißenseen Gefallen hatten, verließ fast bald jeden. So rauhten sie einst eine niedliche Müllerstube. Umsonst vor altem Bitten und Flehen der Vermissten; sie mußte den Bettener von Winnings auf dem Schloß die Wichteln geöffneten. Nun kamen die mächtigen Müller bekanntlich mehr als Brod Eisen; ein Theil ihrer Schatzkiste aber fiel auf ihre Weibser übergegangen. So that dann auch unsere Müllerin, als ergab sie sich endlich schweres Schafal, und kam auf diese Weise den Geheimnissen der Winnings auf der Spur.“

Es hatten aber die Bettener, welche auf der Burg Sternberg in Saus und Braus dahinlebten, fast unermäßliche Schäde ausgehauft. In den Kellern dieses Schlosses fand man nicht allein die durchbohrten Reste beschädigter Gefangen; nein, hier standen auch drei große Tupperne Braupfannen, von welchen einer mit gemünztem Golde, die zweite mit Silber, die dritte mit der dritten Pracht juncler Juwelen gefüllt war. Fast ein Jahr lang war die Müllerfrau nun schon in der Burg gewesen; da sand sie endlich eine Gelegenheit zum Entweichen. Sie eilte schmutztrads zum Kurfürsten nach dem Schloß zu Kölen an der Spree und erzählte ihm von den Nebelshänen und den Schäden der Winninge. Der Kurfürst aber

es soll Herr Joachim I. gewesen sein — sammelte schnell ein Heer, holte mit demselben das Schloß Sternberg ein und eroberte dasselbe nach hartnäckigem Bilderschilde. Die Belagerung wurde aufgeklöst. Die fünf Bettener aber mußten von der Burg, welche nun gesiegt war, in die Stadt Sternberg hinabziehen, wobei sie mit der Peitsch ruhige und ehrenfeste, ja sogar fröhliche wurden. Die drei Braupfannen mit den kostbarkeiten aber fand der Kurfürst Joachim nicht; die Mutter des gestiefelten Schlossbergs hatte sie in die lange aber auf dem Sternberge noch ruinen ständen, ging die Baubärin wegfallend bei ihnen um, dunkelbraun gesiebt, auch mit einem dunkelbraunen Schleier verhüllt. Sie trauete nun die Schäde, welche dem Kurfürsten, aber auch ihren Nachkommen für immer verloren gegangen sind.

Es war gerade hundert Jahre nach der Zerstörung der Burg, da wagte es ein flüchtiger Herr von Winning, um Mitternacht zur Burggrube aufzusteigen, um die Geist der Winngau zu besuchen, die die Braupfannen ständen und ob die Schäde nicht zu haben seien.

Die Beschworene erschien; sie ließ sich ihren Sprößling, obwohl sich dessen Haupt eine Kräute, und verändigte ihm, nur eine reine Jungfrau aus dem Geschlechte derer der Erbauer die Schäde geben; doch müsse sie gerade am Tage nachher 25 Jahre alt werden. Nun hat es zwar viele, viele reine und schöne Fräulein von Winnings gegeben; die letztere Bedingung aber hat noch nicht erfüllt werden können, und so ruhen denn die Schäde und Kleinodien der Winnings noch ungehoben in den Sternbergs Tiefen.

Auso die Sage. Wir wissen indessen nicht genau, wann die Burg Sternberg wüst geworden ist. Diese Burg war, wie es scheint, in alten Tagen auch ein Gefängnis, vielleicht sogar der Richtstätte der Sternberger Reme“ b. h. eines Landgerichts, welches besonders die Aufrechterhaltung des Landfriedens in der Lüge hatte, sowie Frevel und Gewalttat blutig ahndete. Die Winnings zogen erst im 18. Jahrhundert von diesem ihrem Sitz fort, um an anderen Orten der Mart weiter zu blühen. Aus ihren sechs Burglehnen oder sind zwei Rittergüter Sternberg und mehrere Dorfwerke hervorgegangen, welche lehtere zum

Teil höchst sonderbare Namen führen, wie „Darsfluppe“, „Brotnoth“, „Bierschönen“ usw. Ruinen aber sind von dem Schloß Sternberg heute nicht mehr vorhanden; man sieht nur noch unten vom Elangsee in der Mittelmooriger Wiesen den einstmaligen Burgstadel. Und nun zur Geschichte des Südburgs Sternberg! Dasselbe ist niemals von Bedeutung gewesen, auch soll es im Jahre 1656 bis 1657 nach der Warschauer Schlacht durch eingedrungene und brennende Polen ebenfalls völlig eingeschwert und gebaut. Große Brände taten bei dem völlig ländlich gebauten Burggutsbezirk das Utrige; kurz, Sternberg dient unter unserer Betrachtung nicht den mindesten Nutzen. Das Wappen der Stadt aber erinnert noch heute an den Erzbischof von Magdeburg, den weißfahligen Grafen und Gründer der Burg; in blauem Schild führt Sternberg einen goldenen Hirsch, über deren jedem ein silberner Stern steht.

Das alte Kirchlein von Sternberg war höchst schmäsig und dürfig. Im Jahre 1831 erbauete Schinkel auch hier ein neues Gotteshaus, zu welchem er die schlichten althistorischen Formen erwidhte: Langhaus mit Chorfläche und quadratischem Westturm. Der einzige Rest des Altersiums, welches wir in dieser Kirche vorfinden, besteht aus seien, in vielen Tausenden von Exemplaren vorhandenen Taufsteinen, auf welchen in der Mitte Adam und Eva unter dem Altenbaldachin stehen, umgeben von einer Inschrift, welche wie es scheint, aus magischen Charakteren zusammengestellt ist, zu denen uns der Schriftsteller fehlt. — — —

Dazu ist zu bemerken:

1. Der Ursprung und die der Burg waren angenommen, würde keinesfalls entweder geschichtlich so bestimmt vertreten werden, wie es O. Schön hier tut, denn dazu fehlt urkundliches Material. Somewels Quelle ist nur die Züllichauer Chronik.

2. Das Winningsche Geschlecht war um 1324 noch gar nicht in Sternberg ansässig sondern wahrscheinlich das in Strehle.

3. Mit Schwabel mit der Angabe über das Wappen des Sternbergschen Wappens im Irrtum.

Wie weit im übrigen die geschichtliche Treue des Berichtes reicht, mag dahingestellt bleiben.

B. Th.

## haus, Hof und Siedlungen des märkischen Bauern

Son Dr. Ing. Erich Kukla, Leiter der „Mitteleinstellung deutscher Bauernhof“

Wie oft stehen wir bei volkskundlichen und damit auch haus- und siedlungskundlichen Betrachtungen auf die irrikt Anschauung: Ostdeutschland, Brandenburg — was kann es da schon an bedeutenden Nebelerlebnissen geben die sich messen könnten mit den kulturellen Höhepunkten Süds- und Westdeutschlands, in denen sich doch bestimmt eine viel ältere Nebelerlebung auf allen Gebieten der Volkskunst ausprägt? Und im gleichen Sinn kann immer wieder die gleiche Meinung vernommen werden: ständig der Ehe sei nichts Eigenständiges zu finden, und ständig der Ehe da höre es schon ganz und gar auf! „Colonialismusland“ ohne jede eigenständige Entwicklung!

Man kann solchen Irrigen Ansichten durch zweierlei Beweise entgegenstehen. Erstens: Wir haben uns abgewöhnen, die Geschichte Deutschlands erst vom Jahre 1000 nach der Zeitwende zu betrachten. Wie halten heute seit fast nicht römische Periode lateinischer Sprachen den Geschichtsbauung unseres Volkes prägen, sondern bereits jene gewaltigen Steinmale vor rund 4000 Jahren die ersten Zeugnisse einer herzlosen Lebensgestaltung unserer Vorfahren

darstellen. D. h. also, bevor die slawischen Landnahme durch germanische Böllerstämmen vollzogen, schon im Osten unseres Vaterlandes Goten, Sueven, Semiten und Vandale. Vorher der Oberbein deutlich wurde, sofern an Weißel und Oder über die Lamsgewohnten Germanenstämmen, kurz: Südböhmeland wurde Erbauerungsgebiet von Ostdeutschland aus — wie achtzig Jahre später Ostdeutschland weiterhin von Süds- und Westen aus gewonnen und gehalten wurde. Wechselfeitige Besiedelungen also, die wert einer Betrachtung und gerechten Beurteilung sind.

Der zweite Gegenbeweis in der vermeintlichen „Kulturarmut“ unserer Mark Brandenburg liegt in jener Tatsache begründet, daß neben anderen volkskundlichen Werten auch Bauernhaus- und -hofsgrenzen erhalten haben, von denen behauptet werden kann, daß sie mit zu den ältesten Bauvermögenheiten gehören. Es sei hier vorwegnehmend nur an die einst über ganz Ostdeutschland, heute nur noch in wenigen Dörfern verbreitete „Lanzenhausform“ gedacht, die mit an den schönsten Bauernlebnerungen gehört.

durch die deutsche Bauernhäuser sich auszeichnet.

Die Untersuchung der märkischen Bauernhäuser und Bauernhöfe erbringt überwiegend einen Einblick in die Bauherstellungen vergangener Jahrzehnte und Jahrhunderte. In der schlichten Formgebung der Gefamteinführung der Höfe, Häuser und Giebel, wie auch ihrer Einzelheiten in Fachwerk, Tür, Tor und Mobel, verkörperft hier ein gefundener Zug fröhlicher Lebensbeobachtung, ohne sich allerdings zu der oft geradezu festlich zu nennenden Gestaltungsfreude eines süddeutschen Fachwerkbaus aufzuwühlen zu können.

Der Mensch dieser Landschaft, der märkische Bauer, verkörperft die Gesetze seines Landes, Kraft, gesund und urwichtig, in dem vom Großstadtbild noch unangekanteten Gebieten abwartend und überlegend, nicht in seinen Anschauungen und doch dem Fröhlichkeitssinn verhaftet, groß in seiner Freiheit und - so kann er überall angekommen werden. Wer bemüht ist, ihn mit seinen Fähigkeiten und Eigenschaften zu verstehen, wird ihn hier als Vertreter eines Menschenbildes kennenzulernen, der, selbstbewusst - ohne es je anzusprechen - nicht mehr sein will, als er ist: ein starker deutscher Bauer.

Siedlungsgeschichtlich fallen die Gebiete der Mark Brandenburg in den Beitätsbezirk der Wiederbeweinung und Wiederbefestigung des gesamten deutschen Ostens. Landstriche, die kaum mehr als 600 Jahre von den hier seit achtshundert Jahren ansässigen germanischen Volksgruppen verlassen waren und die über kurze Zeit durch slawische Stämme komplett besiegt wurden, werden nunmehr erneut in den deutschen Kulturfries hineingezogen. Der märkische Bauer kann an der Zurückgewinnung und der weit über die Oder hinausgeschobenen Wiederbefestigung den grössten Anteil in der Stärkung des brandenburgischen Kulturkreises für sich in Anspruch nehmen. Heinrich der Löwe und der Graf von Holstein an der Ostsee, Hermann Billung und die Askanier in der Altmark und dem brandenburgischen Norden Lande, Heinrich I. in der Mark Meißen und Lausitz gehörten zu den Männern, die in dem Weltbild einer klaren Disziplin die Bauern aus den Gauen des alten Reiches nach dem Oder- und Weichselufer riefen. Dagegen übernahm der deutliche Ritterorden mit Bauern und Bürgern die Wache an der Weisheit und Memel.

So war es nur zu erklären, dass auch die westlich der Elbe geprägten Bauergewohnheiten von den Bauern mit nach dem Osten getragen wurden. Die sächsische Bauernhausform, die in ganz Nordwestdeutschland verbreitet ist, wird nun auch weit über die Elbe vorgeschoben. Die Bauernhäuser der Lauen Wische in der Weißmark zeichnen sich durch ihre Anlehnung an die niedersächsische Bauweise aus. Im Gegensatz zu den strengen Geschlossenheit ihrer östlichen Nachbarn, weisen hier gleichzeitig auch die Höfe eine mehr eigenwillige Stellung der einzelnen Gebäude auf. Aber auch die Geblattformen der Thüringer, Schwäbischen und Hessen sind nach dem Osten vorgetragen worden und haben sich hier in allen Landstrichen östlich der Elbe und damit auch in unserer Mark Brandenburg siegreich behauptet. Im Lande Ruppin und der Uckermark sind die Höfe durch die drei, oftmals vierflorige Abgeschlossenheit zur Dorfstraße gelenkig gezeichnet. Die Trennung von Wohnhaus, Stallung und Speicherraum (Schneue) behauptet sich hier in überwiegender Weise. Eigentümlich bleibt hierbei folglich die giebelgeführte Stellung des Wohnhauses zum Dorfplatz bzw. zur Straße, wobei dieses eine das ganze Haus durchziehende, schmale Tiefe, von der aus sämtliche Wohnräume des Hauses angänglich sind, aufzuweisen hat.

In den östlichen Teilen der Uckermark, die ihre östliche Begrenzung an der Oder findet, hat sich die eindrucksvolle Bauart bauerlicher Pragung innerhalb der gesamten Mark Brandenburg entwickelt und in wenigen Bauten bis auf den heutigen Tag erhalten: es handelt sich um das zweigeschossige Lanzenhaus der

Mark Brandenburg, wo immer von bauerlicher Bautechnik unseres grobdeutschen Reiches gesprochen wird, kann sie die stolze Erhebung der „Schloss“ Häuser der östlichen Uckermark vergessen werden.

In den südwestlichen Teilen der Mark Brandenburg ist wiederum eine Eigenart im Baustil der „Nuthse-Nieplitzhangend“ entwickelt worden. Bei dem hier geräumigen Stallgebäude tritt nunmehr hier ein Gang auf, der als „Umgang“ oder „Gittergang“ im Obergeschoss der Gefamteinführung der Höfe, Häuser und Giebel erkenntlich ist. Ein eigenartiger Gang befindet sich hier im Innern des Gebäudes, der auf die Giebelwand ausgerichtet ist. Dieser Gang ist ein Gang, der nach oben führt, und obgleich er nicht direkt auf die Giebelwand führt, so ist er doch ein Gang, der auf die Giebelwand führt. Dieser Gang ist ein Gang, der auf die Giebelwand führt, und obgleich er nicht direkt auf die Giebelwand führt, so ist er doch ein Gang, der auf die Giebelwand führt.

Eine eigenartige Haushaltstruktur hat sich wiederum im Gebiet des Spreewaldes erhalten. Auffällig ist hier zunächst die reiche Blockbauverwendung und die giebelsetzige Unterstützung durch ein Zimmereinmannswerk, das als sogenannte „Umgebinde“ in ähnlicher Weise sich bis weit über die Subeten hinweg im böhmisch-mährischen Raum nachweisen lässt. Das Hauptgebäude des Hofs dieser Landschaft ist ein langgestreckter Bau, der in seiner früheren Gestaltung Wohnung, Stall und auch die Scheune unter demselben Dach vereint.

Eine mehr geloderte Hofform, die durch seine feste Bindung an eine Bauherstellerfestigkeit gekennzeichnet ist, findet sich innerhalb der Niederlausitz im Gebiet des Böberges, der Neiße und der Oder. Die Bauernhäuser hier in ihrem ältesten Bestand zum Teil noch als Lehmbauten feststellbar und haben oft mehr als 100 Jahre ihren Bewohnern treu gedient. Die Scheinen sind in der Art eines Fachwerks errichtet, nur mit dem Unterschied, dass an Stelle der Lehmstaken eine Holzverkleidung eingesetzt wurde.

Wandern wir aus der Niederlausitz nach

dem Norden an ins Sternberger Land, so stoßen wir auf die hier früher häufig, heute nur noch vereinzelt vorhandenen Bauernhäuser. Zum Unterliezen an den Laubenhäusern der Uckermark ist hier ein Brieletter-Haus gleich bei der Planung zugeordnet. Die an der Traufseite des Hauses bemerkbare Balkenkopf weisen auf den Jogen, „Dremper“, hin, der eine Erhöhung des Lagerraumes auf dem Hausbau ermöglicht. Auch bei dieser Hausart war einstmals der Stall in das Wohnhaus einzubezogen, um späterhin in ein eigenes Gebäude verwiesen zu werden.

Oder- und Warthebucht werden den Bauernhausbauden immer wieder durch die Schlichtheit der Fachwerkbauten begeistert. Hier ist es nicht doch hier um eine Bautechnik, die zum überzeugenden Teile erst in der friderizianischen Zeit, d. h. in der Urbarmachung dieser Fluhlederungen, entstanden ist. Die Wohnhäuser werden hierbei fast immer grundsätzlich vom Stall und von der Scheune getrennt. Sie führen, traufseitig ausgeschlossen, noch häufig, sofern die Giebel nicht abgespalten sind, bewohnt das Giebelgeschoss. Einige besondere Pflege erfreuen sich die vor den Häusern existenten Gärten, die oft durch laubere geöffnete Hessen dem Freien das Eindringen verwehren.

Die Dörfer von Küstrin oder abwärts haben an den hier z. T. hohen Abhängen des Flusses in Überlieferungstreue an der hier noch besonders gut erhaltenen Laube festgehalten. Das Dorf Bäderitz bildet hier mit seinem noch erhaltenen 9 Laubenhäusern einen bevorzugten Anziehungspunkt für jeden Heimatforscher. Das Fachwerk über der Laube gibt in seiner schlichten handwerklichen Durchbildung der gesamten Bauherstellerfestigkeit einen selbstverständlichen Beweis. Auch diese Häuser haben einmal als Wohnstallhäuser die Stallungen unter einem Dach einbezogen, bis eine späteren Zeit die Unterbringung des Viehs in einem eigens errichteten Gebäude vornahm.

Diese Wandern durch die Hausformen der Mark Brandenburg gibt ein bereitliches Zeugnis von der Mannigfaltigkeit und der Eigenart der bürgerlichen Bauherstellerfestigkeiten, des Zusammenwands mehrerer Stammesgemeinschaften vorwiegend im Raum zwischen Elbe und Oder, und weiter östlich bis an die heutige Reichsgrenze.

## Die Landsberger wollen keinen Pfesser mehr zahlen!

Als im 14. und 15. Jahrhundert eine Geldnot eingebt, gab man sich notgedrungen nach anderen Zahlungsmitteln um. Mit besonderer Vorliebe bediente man sich des Pfessers als Zahlungsmittel. Von einer Zeit ab findet man überall in allen Urkunden interessante Aufschriften über den Pfesser als Zahlungsmittel. So steht z. B. im „Berliner Stadtburg“ aus jener Zeit der Sab in diesen Pettern: „Als Martinians entrichtete eine Budenstelle neben drei Schillingen-Bedenen, ey vint peper, und der Krüger von Reinendorf hatte am Martinstag avel vint pepers ab entrichten.“

Als im Jahre 1407 zwischen Berliner und Spandauer Büßern ein Streit ausgebrochen war, schiedete der herrschaftliche Gouverneur ihm damit, dass „den Berlinern nur erlaubt sei, mit drei Räumen auf der niedrigen Stufe zu sitzen, wofür sie täglich einen Bins von sechs Pfund Pfesser zu erlegen hätten.“

Die Stadt Landsberg hatte alljährlich als Klosterzins an das Kloster Paradies 12 Pfund Pfesser zu entrichten. Einen Pfesserzins an das Kloster Borna hatte auch der Kreis zu Lemnitz zu entrichten. Er bestand aus 2 Pfund, daselbst Quantum hatte also Pfesserzins die Mühle zu Lindenberg zu zahlen.

Selbst Landverkäufer wurden mit Pfesserzoll gefässt, so erhielt beispielsweise die Familie von Klinitz in Spremberg für verkaufte Gefämde im Jahre 1436 jährlich drei Pfund

Pfesser. Aus jenen Zeiten stammen die Klubsiedlungen „Pfesserberg“, „Pfesserrücken“, „Pfessermühle“, „Pfessergasse“, „Pfessergasse“ u. a., die sind alle einstmals durch Pfesserzoll erworben worden.

Im Biesenholzer Erbregister vom Jahre 1575 hatten von 52 Einwohnern jährlich in das Amt zu entrichten ein einer ¼, ½, ¾ und 2 Pfund Pfesser, sechs Bürger hatten davon sogar 2½ Pfund zu zahlen.

Unsere Landsberger Bürger trachten ebenfalls daran, die Pfesserzabreite an das Kloster loszuwerden. Sie weigerten sich von Zeit zu Zeit, das Quantum Pfesser zu entrichten. Es kam darüber minuten zu harten Auseinandersetzungen und Streitigkeiten, wobei die Pfesserzabreite als solche, als vielmehr um die Höhe derselben, es wurden Verhandlungen gepflogen mit dem Abt des Klosters um Darabebung des Bins. Das Kloster jedoch erhöhte unerbittlich in seinen Rorderungen es machte keine Mine, den Bins herabzulegen. Die Landsberger aber blieben fest und ausdauernd in ihrer Weigerung. Schliesslich kam es im Jahre 1675 zur Ablösung der alten Pfesserzabreite. Landsberg hatte gestellt.

Aus jenen Zeiten mag auch die Redensart stammen von der „nepfessierten Rednung“. G. M. -